

## KULTUR-KOLUMNE

**Die Zeit, die „Jetzt“ heißt**

VON JOSÉ F. A. OLIVER

**W**ie mit den Verwundungen leben, die uns im Augenblick heimsuchen? Die aus der Fremde, die tausendfach tödlich enden; und wohin mit den Wunden, die eigenen, die zuhause in uns zurückbleiben? Ob „heimsuchen“ das richtige Wort ist? Bei all den gemachten Katastrophen? All die Wunden, die nicht vom Himmel fallen wie Meteoriten-Brocken, auf deren Flugbahnen und Einschlagswinkel wir keinen Einfluss haben und doch nicht alles „Geschoss“ verglüht, das geradezu in einer verheerenden Plötzlichkeit droht und auch bei uns herunterdonnert?

Es sind – schier ausnahmslos – Augenblicke herumwütender Lebens-Verletzungen, die stets ein Gestern in sich bergen. Offensichtlichere wie verheimlichte. Es sind, glaube ich, die aufgestauten Jahre. Die Entwicklungen, die alle gelebt und erlebten Zeiten ansammeln, in sich bündeln. Vielleicht deshalb doch eher diese Formulierung: Wunden, die verursacht werden. Die Verhältnisse haben ihre Ursachen.

Ausnahmslos, fast ausnahmslos, zeigen sich uns heute ihre Wirklichkeitsfratzen. In einer Fülle, die sich uns einfach, sprich gnadenlos, holt; ohne zu fragen, ob wir was und wie wollen. Zwischen Fassungslosigkeit und Ohnmacht hat sich ein Ausgeliefert-Sein eingestellt, so kommt es mir vor, wie ich es in meinem Leben in dieser vehementen Gleichzeitigkeit zumindest bis dato noch nicht erfahren habe. Unser Dasein ist in jeder Hinsicht unsicherer geworden. Vielleicht gab es ja niemals eine wie auch immer von uns gewünschte Sicherheit. Geschweige denn, dass es eine „Versicherung“ gäbe. Und wir uns zurücklehnen könnten; weil im Falle, dass das und das passiert ...

**Nein hinausschreien**

Die Unwägbarkeiten mästen sich an sich selber; und die KI wird zu einer weiteren Handlangerin einer Eigendynamik, die lebensgefährlich geworden ist, obwohl die Künstliche Intelligenz unser Leben ja erleichtern und überschaubarer mitgestalten soll(te). Als weiteres Werkzeug, das Zusammenhänge schneller auf den Punkt brächte; aber – und das ist der feine Unterschied zum Menschen – keine eigenen Entscheidungen treffen möge. Auch aus diesem Grund ist da eine Haltung in mir wieder wach geworden, die ein Nein hinausschreien

will; die sich anschickt, „Nein (!)“ zu schreien und zu schreiben.

Die Kriege rücken kontinuierlich und ohne Rücksicht näher. An so vielen Orten ein Gemetzel, das so unvorstellbar schien – in unseren Breitengraden. Unvorstellbar nah und unvorstellbar fern in einem. „Ruhe“ und „Geborgenheit“ sind zu trügerischen Begriffsoasen der Illusionen geworden, die, nur noch in der Sehnsucht nach Frieden selbst vorhanden, ihr Dasein fristen und dabei stetig abmagern. Hinzu gesellen sich Begriffe wie „Strukturwandel“ und „Standortdruck“ – die beiden unheimlich rücksichtslosen, für viele unheimlich rücksichtslosen, politischen Schlagwörter, die zusehends den Alltag auch bei uns fortbestimmen.

Und: die sich immer stärker fragmentierende Gesellschaft, sich in Extremen verliert. Die „Kernschmelze“ der Worte und „W:orte“ ist in vollem Gange. Wie es Ihnen dieser Tage ergeht, kann ich allenfalls erraten, weil ich weiß, was mich umtreibt, wenn ich in diese Welt blicke, die schon längst ein Wort wie „Vernunft“ gezwungen hat, sich aufzugeben und zu glauben, ja, hauptsächlich nur noch zu glauben, was Wahrheit ist und was nicht. Das alte Märchen von Hans Christian Andersen, „Des Kaisers neue Kleid“, ist zum täglichen und tätlichen Spektakel mutiert.

Es ist, als müsste das Denken ausgeschaltet, das Fühlen geschwärzt werden. Bis zur Kenntlichkeit in die Unkenntlichkeit.

Die Bilder fressen sich ein. Die Angst geht um. Nicht die Furcht. Furcht wäre ja die Vertraute eines Wissens um die Grauen der gemachten Katastrophe, die da „Krieg“ heißt. Ein Wort, das so leicht über die Lippen geht und so schwer zu begreifen ist. Die Zeit sticht mit ungeheurer Wucht in die Seele, verletzt; sie lässt die Hoffnung bluten.

**Kaum zu heilen**

Die Wunden sind kaum zu heilen, weil sie Spuren hinterlassen, wie ich sie bisher nicht kannte. Als tätowierte sich das Wort „Krieg“ ein. Um für immer kenntlich zu bleiben. Es ist so eine verdamnte Sache mit den Zeiten. Ein unumgängliches Triumvirat, dessen Wirkmacht wir nicht oder nur selten entkommen: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Wir alle kennen das prägende Dreigestirn nur allzu gut... Es prägt uns. Was uns indes noch bleibt ist das Berührt-Werden. Lebensgeschichten, die uns ins Mark treffen, weil das Menschliche ins seiner oft widersprüchlichen Schönheit Kraft schenkt. Auch dort, wo sehr persönliche Geschichten bitterster Erfahrungen erzählt werden. Denken Sie an den wunderbaren Satz von Gisèle

Pelikot, der in vieler Munde ist: „Die Scham wechselt die Seite.“

Vor ein paar Tagen in Frankfurt hatte ich wieder einmal ein Déja-vu im Umgang mit der Zeit, der Lebenszeit, die uns gegeben ist. Eine Vergangenheit, die plötzlich präsent wurde. Am Instituto Cervantes, dem spanischen Pendant zum Goethe-Institut, hatte ich das privilegierte Vergnügen und die Ehre, die moderierte Lesung einer Autorin zu erleben, vor der ich schon in sehr jungen Jahren großen Respekt empfand und deren Literatur von unschätzbarem, universellen Wert ist: Gioconda Belli. Vielen dürfte ihr Roman „Die bewohnte Frau“ bekannt sein. Ein Buch, das die aus Nicaragua stammende Schriftstellerin, weltweit bekannt machen sollte. Belli, die von der sandinistischen Revolution „gefressen“ wurde, heute im Madrider Exil lebt, weil in Nicaragua aus der Diktatur, gegen die sie kämpfte wieder eine Diktatur wurde. Sie schenkte den Menschen an dem Abend den umarmenden Satz: „Hoffnung ist eine Entscheidung!“ Diese Erkenntnis der 77-jährigen trägt mich in diesen Gezeiten der Zeit.

**Bis bald!**